

Gastkolumne

Ohne Kinder kann kein Land gedeihen

Die Folgen einer schrumpfenden Bevölkerung sind fatal. Ein wirksames Mittel dagegen? Zuwanderung – aber die richtige



Paul Widmer

Wohl noch nie erhielt irgendeine Gegend auf der Welt so viel Aufbauhilfe wie Ostdeutschland. Und das Resultat? Ein paar blühende Schwarmstädte wie Leipzig oder Dresden, eine ausgezeichnete Infrastruktur, aber daneben verödete Dörfer und Kleinstädte, ganze Landstriche, die sich entvölkern.

Seit der Wiedervereinigung von Deutschland sollen 1,6 Billionen Euro vom Westen in den Osten geflossen sein. Eine schier unvorstellbare Summe – 1600 Milliarden Euro. Aber es zeigt sich eines: Mit all dem Geld kann man nicht die Leute ersetzen, die fehlen. Wie verlief die Entwicklung in der alten Bundesrepublik in der Nachkriegszeit doch anders! Dort lösten wirtschaftliche Anreize ein flächendeckendes Wirtschaftswunder aus. Weshalb? Nicht zuletzt wegen des Bevölkerungsdruks. Die Söhne und Töchter in Westdeutschland blieben vor Ort und gründeten vielfach einen Betrieb. Dank wachsender Bevölkerung sah man eine Zukunft in Dörfern und Städten.

Ganz anders im Osten Deutschlands ein paar Jahrzehnte später. Dort beschleunigte die Wirtschaftshilfe häufig die Entvölkerung. Die Eltern rieten den spärlichen Nachkommen, sich mit dem Angesparten in den Westen abzusetzen und dort eine Existenz

aufzubauen. Denn eine schrumpfende Bevölkerung verheisst keine Prosperität.

Was sich in Deutschland nach der Wende abspielte, passiert weltweit. Das Problem der Demografie stellt sich überall. Chinas Aufstieg könnte schon bald wegen der desaströsen Ein-Kind-Politik ins Stocken geraten. In Singapur ist die sinkende Geburtenzahl alarmierend. Die Fertilitätsrate hat 2018 mit 1,14 Kindern pro Frau einen Tiefststand erreicht. Der Stadtstaat benötigt deshalb eine massive Zuwanderung. Sonst wird er rapide altern. Umgekehrt erlebte Singapur seit seiner Unabhängigkeit im Jahr 1965 eine wahre Explosion an Bevölkerung und Wohlstand. In dieser Wachstumsphase vermehrten sich die Einwohner von 1,9 auf 5,6 Millionen, und der Kleinstaat rückte von einem Entwicklungsland zu einem der reichsten Länder auf.

Dass Bevölkerungsschwund mit Niedergang zu tun hat, ist keine neue Erkenntnis. Der griechische Historiker Polybios – er lebte im 2. Jahrhundert vor Christus und war lange Berater des jüngeren Scipio, eines der bedeutendsten Staatsmänner Roms – meinte schon damals, man müsse nicht die Götter befragen, weshalb die griechischen Städte verödeten und das Land brachliege. Jeder Mensch könne es selbst erkennen. Der wahre Grund liege darin, dass die Griechen zu wenige Kinder hätten, die Bevölkerung deshalb zurückginge und das Land verarme.

Das gleiche Übel erkannte Kaiser Augustus in seiner Zeit in Rom. Er versuchte die geringen Kinderzahlen mit verschiedenen Anreizen zu heben. Doch die Römer wollten davon nichts wissen. So erfolgreich Augustus sonst war, in seiner Bevölkerungspolitik scheiterte er. Ähnlich scheint es den Chinesen zu ergehen. Mittlerweile hat die Führung die



In einer Gesellschaft, in der sich Erfolg fast ausschliesslich an materiellen Dingen misst, haben Kinder einen schweren Stand.

fatalen Folgen ihrer Ein-Kind-Politik erkannt. Auch sie möchten eine Trendwende herbeiführen. Doch bisher mit geringem Erfolg. Die jungen Paare in den Küstenmetropolen lassen sich ihren neuen Lebensstil nicht mehr nehmen. Und in Singapur fruchteten alle finanziellen Fördermassnahmen ebenfalls nichts. In einer Gesellschaft, in der sich Erfolg fast ausschliesslich an materiellen Dingen misst, haben Kinder einen schweren Stand.

Einige freuen sich über eine schrumpfende Bevölkerung. Sie argumentieren wie der Ökonom Thomas Malthus. Der Brite hatte um 1800 in seinem «Bevölkerungsgesetz» eine Katastrophe vorausgesagt, weil sich die Bevölkerung angeblich viel rascher vermehre als die Lebensmittelproduktion. Doch er lag falsch. Er übersah den technischen Fortschritt. Tatsächlich trat das Gegenteil ein. Die Lebensmittelproduktion nahm rascher zu als die Bevölkerung. Und so dürfte es sich auch in unserem Innovationszeitalter verhalten.

Bevölkerungsschwund schafft langfristig keine Prosperität. Diese erzeugt man nur mit Wachstum – kein ungezügelter, jedoch ein moderates. Dabei hat man zwei Optionen. Entweder schafft eine Gesellschaft das Bevölkerungswachstum selbst oder sonst ersetzt sie den fehlenden Nachwuchs durch Einwanderung. In Europa verlässt man sich derzeit aufs Zweite. Das ist angesichts der Umstände vernünftig. Aber dann muss man, siehe Migrationskrise von 2015, auf die Integrationsfähigkeit der Zuwanderer achten. Sonst verschiebt man ein grosses Problem nur auf eine andere Ebene.

Paul Widmer war Diplomat und lehrte internationale Beziehungen an der Uni St. Gallen.



Medienkritik

Wie man beim Publikum landet



Stephan Klapproth

Die Welt hielt den Atem an und drehte den Fernseher lauter, als Neil Armstrong vom Mond herunter knisterte: «Das ist ein kleiner Schritt für einen Mann, aber ein Riesensprung für die Menschheit.» Nörgler meckerten zwar, ausser der Teflonpfanne habe die Raumfahrt der Menschheit nicht viel gebracht. Doch die Pointe an Apollo 11 war nicht die Technik, sondern das Helldenepos. Davon könnten die Fernsehmacher von heute viel lernen.

Die Livekiste des Schweizer Fernsehens am 21. Juli 1969 war sensationell gut. Wie die Raumfahrt hat das Fernsehen seit 1969 jedoch erstaunlicherweise eher Rückschritte gemacht!

Die damals noch bescheidene Studio-kulisse war's nicht. Es waren die Köpfe der Kommentatoren: Charles Raedersdorf, Typus gütiger Oberlehrer – vor allem aber Bruno Stanek, der junge Wissenschaftler, dem ein Raketenexperiment den Unterarm zerfetzt hatte und der, irgendwie selbst ein Held, mit der Hand im Sack und heiligem Ernst verständlich machte, was vor sich ging.

Sogenannte *Talking heads*, quasselnde Expertenköpfe, seien der Tod jedes Fernseherlebnisses, wird bei allen Sendern gepredigt. Actionbilder brächten Quote. Die Mondnacht von 1969 brachte zwar die sensationellsten Bilder der Geschichte, aber in minimier Dosis. Das Publikum sah eine Nacht lang vorab kluge Welt(raum)-Erklärer im Studio. Keiner, der damals zuschaute, hat Staneks Blick und Tonfall vergessen.

Heute baut das Fernsehen auf algorithmische Programmoptimierung und Instantnews auf allen Digitalkanälen. Schön und gut. Aber aufregende Bilder hat heute jeder Quartiersender. Den Unterschied machen mehr denn je die Köpfe. Dass SRF die Tagesschaumoderatorin Katja Stauber nach 27 Jahren vom Bildschirm ziehen lässt, war darum für mich so etwas wie – eine Mondfinsternis.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

Gibt es Familienglück? Ja, vor allem für Männer



Patrick Imhasly

Sind Sie ein Mann, sollten Sie wahrscheinlich heiraten. Sind Sie eine Frau, dann verschwenden Sie keinen Gedanken daran: Diesen Rat hat der britische Glücksforscher Paul Dolan kürzlich seinem Publikum bei einem Vortrag über sein neues Buch mitgegeben. Garniert mit der wissenschaftlich abgesicherten Begründung: «Unverheiratete und kinderlose Frauen bilden die glücklichste Gruppe der Bevölkerung.»

Mit seiner Feststellung hat der Professor von der London School of Economics unter den Zuhörerinnen und Zuhörern Gelächter geerntet – und später in den sozialen Netzwerken einen Sturm der Entrüstung provoziert. Ein Mann postete auf Twitter Bilder

seiner Frau, um zu beweisen, wie glücklich sie sei. Und im «Guardian» schrieb eine Kolumnistin, Ehefrauen seien nur dann unglücklich, wenn sie den falschen Mann abbekommen und ein Kind geheiratet hätten.

Dolan stammt aus der Londoner Unterschicht, und das zeigt sich darin, dass er bei seinen Auftritten gerne flucht wie ein Rohrspatz. Doch der Mann ist clever; er spürt, was die Leute bewegt, und er hat uns etwas zu sagen. Seine Argumentation geht so: Um sich für die verdammten Mühen in ihrem Leben zu rechtfertigen, legen sich die Menschen Geschichten zurecht – Dolan spricht von Narrativen, die definieren, was einen glücklich macht: höhere Bildung, viel Geld, ein guter Job, eine Ehe oder Kinder. Laut dem Verhaltensforscher besteht das Problem aber darin, dass diese Geschichten oft nicht dem entsprechen, was jemandem wirklich gut tut.

Die Menschen jagen Mythen über ihr eigenes Leben nach, die ideologisch aufgeladen sind – getrieben von Erwartungen an uns selbst, von kulturellen Gewohnheiten oder von dem, was uns die andern weismachen müssen. Je mehr wir solchen Dingen blind nachrennen, desto unglücklicher werden wir

– wir bleiben in der «Falle der Narrative» stecken. Dolan sagt, wir sollten versuchen, uns daraus zu befreien: Das Glück liege nicht in den grossen Veränderungen des Lebens, sondern in den kleinen Dingen des Alltags. Das nur nebenbei: Floristinnen sind in der Regel glücklicher als Banker.

Aber wie verhält es sich nun mit der Ehe und den Kindern, die für viele Menschen immer noch das höchste zu erreichende Glück darstellen? Tatsächlich haben Studien ergeben, dass verheiratete Menschen im Durchschnitt etwas gesünder sind und über mehr finanzielle Ressourcen verfügen. Schaut man solche Untersuchungen aber genauer an, dann zeigt sich ein etwas anderes Bild: Männer profitieren von der Heirat, weil sie ruhiger werden und weniger Risiken auf sich nehmen. Verheiratete Frauen leben demgegenüber weniger lange als solche, die nie den Bund der Ehe eingegangen sind. Das kann daran liegen, dass Singles öfter soziale Kontakte pflegen, die ihnen wirklich Freude bereiten, während sich Verheiratete mit dem Freundeskreis ihres Partners herumschlagen müssen. Zudem sind verheiratete Frauen oft sozial isoliert: Während ihre alleinstehenden



Verheiratete Frauen leben weniger lange als solche, die nie den Bund der Ehe eingegangen sind.

Freundinnen sich an Partys amüsieren, sitzen sie mit den Kindern zu Hause fest.

Es gebe natürlich einen «biologischen Imperativ», Kinder zu haben, sagt der Glücksforscher. «Und zwar so lange, wie man Spass beim Sex hat und dabei ein Kind entsteht, das einem so weit ähnlich ist, dass man es nicht umbringt. Darüber hinaus gibt es keinen Grund, warum Kinder einen glücklich machen sollten.» Für manche Menschen sei es das Grösste, Kinder zu haben, für viele aber nicht. «Das Problem ist, dass wir darüber nicht offen sprechen können.»

Ich kann Dolan nur beipflichten. Seit ich verheiratet bin, bin ich besser drauf. Ich habe Boden unter die Füsse bekommen und bin gelassener geworden. Meine beiden Söhne liebe ich über alles. Dafür zu sorgen, dass es ihnen gut geht und dass sie gedeihen, verleiht meinem Leben Sinnhaftigkeit und macht (fast) jeden Tag Spass. Aber den Kindern mein Bedürfnis nach Glück auf die Schultern laden? Das wäre dann doch zu viel von ihnen verlangt.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».